

Urs Baumann

Wenn eure Kinder euch dann fragen...

Wie religiös sind Theologenkinder?

Die Kinder von professionellen Theologen und Theologinnen – gelingt bei ihnen noch die Weitergabe des Glaubens und die Vermittlung von Kirchlichkeit? Urs Baumann antwortet sehr persönlich und freut sich, dass seine Söhne eine durchdachte religiöse Weltsicht und eine große spirituelle Sensibilität an den Tag legen. – Dass die Kirche in ihrem gegenwärtigen Zustand diesen jungen Leuten nicht viel Freundschaftliches anzubieten hat, benennt er als Schmerz und Grenze.

»Wenn eure Kinder euch dann fragen: »Was bedeutet denn der heilige Brauch [das Pesachmahl], den ihr da übt?«, so sollt ihr sagen ...«
(Ex 12,26-27)

● Theologenkinder! Bei wem sonst sollte eine religiöse Erziehung denn ansetzen, wenn nicht bei ihnen? Wachsen sie nicht in einer »professionellen Christenfamilie« heran? Welches Kind kann wie sie Vater oder Mutter oder sogar beide direkt als Christen in Aktion sehen: im Religionsunterricht, beim Gottesdienst, als Gemeindeleiter, Pastoralreferentin, Gemeindeglieder, Jugendseelsorgerin, Diakon? Welchem Kind predigen die eigenen Eltern? Wer könnte die religiösen Fragen seiner Kinder kompetenter beantworten? Haben Theologenkinder also nicht die besten Voraussetzungen für eine optimale kirchliche Sozialisation?

Ehrliche Antwort?

● Die Antwort fällt nicht leicht. Eine ehrliche Antwort wird ja erwartet, und die fällt unmittelbar auf den Verfasser dieses Beitrags zurück. Wie halten es unsere Kinder mit der Religion oder gar mit der Kirche? – so bin ich gefragt. Damit ist schon darüber entschieden, dass ich in meinem Beitrag überwiegend auf eigene Beobachtungen und Erfahrungen zurückgreifen muss. Eben weil uns als Eltern die Frage selbst beschäftigt, ob wir unseren eigenen Kindern religiös wirklich das mitgegeben haben, was sie von uns als Christen erwarten durften. Dann aber auch aus einem wissenschaftlichen Grund, weil meines Wissens eine spezifische Forschungsarbeit über die Religiosität bei Kindern aus Familien von Berufschristen und -christinnen bis heute nicht vorliegt. Allerdings scheinen die Erfahrungen mit unseren beiden 23- und 26-jährigen Söhnen und ihrem ausgedehnten Freundeskreis sich nicht grundsätzlich von den Beobachtungen aktueller Untersuchungen zur Jugendreligiosität zu unterscheiden.

Keine Theologie, keine Jugendumfrage und -statistik also, hinter die man sich fachkundig zurückziehen dürfte, um das Erschrecken über den mangelnden Erfolg der eigenen religionspädagogischen Bemühungen abzumildern. Keine Frage: Wir wollten, dass unsere Kinder gläubige Menschen würden. Wir haben mit ihnen

gebetet. Wir haben sie in den Religionsunterricht geschickt, uns auch daran beteiligt. Wenn wir in die Kirche gingen, haben wir sie mitgenommen – so lange sie sich mitnehmen ließen. Sie gingen zur Erstkommunion und auch einige Male zum Beichtgespräch. Sie wurden gefirmt, wie die meisten anderen Kinder auch. Aber hatten wir selber als Eltern eigentlich jemals für unsere Kinder eine kirchliche Sozialisation gewünscht, wie wir sie selbst erlebt hatten, um

» Freie Christenmenschen sollten unsere Kinder sein «

dann als Erwachsene mit viel Mühe zu lernen, selber Subjekte und Eigentümer unseres Glaubens zu werden? Nein: Freie Christenmenschen sollten unsere Kinder sein, Freiwillige in einer Kirche von freien Bürgern eines neuen Gottesvolkes – so hatte es doch das Konzil gewollt – und dieses Ziel glauben wir auch erreicht zu haben.

Das Ergebnis ist – freimütig zugegeben: Unsere Söhne sind zwar durchaus religiös und offen für die ersten und letzten Fragen nach dem Woher und Wohin menschlichen Daseins. Aber kirchlich? Nein, das kann man nicht behaupten. Sie fanden schon als Kinder übliche Sonntagsgottesdienste langweilig und nichtssagend und gehen auch heute nur »in die Kirche«, wenn sie aktiv einen Gottesdienst mitgestalten. Unsere häusliche Abendmahlsfeier am Weihnachtsabend hingegen ist für sie von früher Kindheit an eine heilige Sache, verpflichtende Tradition, die wir nach ihrer Überzeugung auch als Eltern unbedingt zu wahren haben.

In meinen erwachsenen Söhnen begegnet mir heute eine sehr persönlich durchdachte religiöse Weltansicht und eine spirituelle Sensibilität, wie ich sie selbst als Theologe in solcher Offen-

heit und Tiefe erst in späteren Jahren – eben dank der vielen, manchmal äußerst verunsichernden Gespräche mit meinen Kindern – allmählich gewonnen habe. Tatsächlich haben sie sich viele Anregungen aus der christlichen Tradition zu Eigen gemacht, sofern diese zu ihrem eigenen Identitäts- und Lebensentwurf »passen«, aber eine dogmatische oder ideelle Verpflichtung auf die christliche Botschaft möchten sie daraus für sich nicht ableiten. Für sie sind das Christentum und die im Religionsunterricht dazu erhaltenen Informationen eher gedankliches »Spielmaterial«, an dem sie ihre eigene religiöse Überzeugung messen und bewähren.

Geschichten – oder: Was bildet eine religiöse Biographie?

Das Gottesproblem

● »Mit wem reden wir da eigentlich, Papa?«, will mein Jüngster heute Abend unbedingt wissen. Wir haben gebetet und sein Lied gesungen und jetzt ist nach unserem Zu-Bett-geh-Ritual noch ein kurzes Zwiesgespräch drin. Er mag etwa 6 oder 7 gewesen sein, als unser Gespräch stattfand. Der »Große« steht lässig in den Türrahmen gelehnt, um mich daran zu erinnern, dass auch er langsam ins Bett kommen möchte. Und so versuche ich eben in aller Kürze zu erklären, dass man Gott eben nicht sehen könne, er aber gleichwohl da sei und man immer mit ihm wie mit einem guten Freund reden könne. Nach einer Weile meint er aber: »Ich verstehe das immer noch nicht. Mindestens eine Art Telefon müsste es doch geben, weil, wenn man jemanden etwas fragt und er antwortet, muss man es hören, sonst ist das gar keine Antwort – und wenn Gott nichts sagt, warum redet man dann mit ihm? Das nützt dann ja auch nichts!« Meine neuerliche Antwort

war wohl theologisch ebenso tiefsinnig wie pädagogisch defizient, jedenfalls gelang es mir nicht, meinem »Kleinen« zu einem vertieften Gottesverständnis zu verhelfen. Nun mischte sich kurz und trocken der »Große« mit folgenden tröstenden Worten ein: »Du brauchst da gar nicht

» *Gott gibt es eigentlich gar nicht,
da redet man nur so davon* «

traurig zu sein, wenn du das nicht verstehst. Weißt du, Gott gibt es eigentlich gar nicht, da redet man nur so davon.« Nun wusste ich selber nicht mehr viel zu sagen.

Der Stachel ist stecken geblieben bis auf den heutigen Tag. Mir ist seither zunehmend bewusst geworden, wie wenig das monumentale Lehrgebäude unserer christlichen Tradition und Theologie mit den radikalen, noch ganz ehrlichen Fragen eines Kindes nach der Erfahrbarkeit jenes Gottes zu tun hat, den wir oft so selbstverständlich voraussetzen, beschreiben, beschwören und vorlaut zu glauben behaupten. Ich beziehe die radikale Frage durchaus auch auf meine eigene Theologie: Was soll eine kirchliche Lehrverkündigung, was soll eine wissenschaftlich noch so hoch stehende theologische Wissenschaft, wenn beide nicht einmal in der Lage sind, die unschuldigen Fragen eines Kindes glaubwürdig und einleuchtend zu beantworten?

Problem Kirche

Meine seither längst erwachsenen Jungs waren viele Jahre in der Jugendarbeit aktiv – allerdings im evangelischen CVJM, da sich die Möglichkeit ergab, im evangelischen Gemeindehaus ihren Jugend- und Freundeskreis als Jugendgruppe zu installieren. Dieser Freundeskreis entstand spontan im Umkreis des Hoch-

hausquartiers, in dem wir damals wohnten, und seiner Schule als eine Art »dörfliche« Gemeinschaft der Kinder, die hier miteinander aufwuchsen. Im Rahmen der Gruppenarbeit im CVJM fielen auch Kindergottesdienste an, die es vorzubereiten gab. Beide engagierten sich dafür, wobei es für sie keine Rolle spielte, ob es sich um katholische oder evangelische Gottesdienste handelte. Die evangelische Kirche in diesem Falle hat dem autonomen Jugendclub, für den sich die Jungs einsetzten, großzügig Raum, ja auch einen geistigen Freiraum zur Verfügung gestellt. Daraus freilich auf ein besonderes Verhältnis zur Kirche zu schließen, wäre ein Trugschluss. Mehr als eine nutzbare Ressource war die Kirche nicht für sie.

Niemand schien aber auch kirchlicherseits davon Notiz zu nehmen, dass die jungen Menschen, welche den autonomen Jugendclub aufgebaut hatten und immerhin über mehr als fünf Jahre hinweg trugen, eine großartige soziale Leistung vollbrachten, dass hier eine Gemeinschaft entstanden war, die durchaus das Zeug dazu hatte, eine kirchliche Basisgemeinde zu werden. Dazu hätte es allerdings einer kompetenten spirituellen Begleitung und Anleitung zur gemeindlichen Selbstorganisation bedurft. Stattdessen beschränkte sich die kirchliche Anbindung darauf, einige Mitglieder zu einer Gruppenleiterausbildung des CVJM zu animieren, um dann von ihnen zu erwarten, mit den Kindergruppen, die man ihnen anvertraute, mindestens einmal im Monat ein Bibelgespräch zu halten. Die Kirche, beziehungsweise die Gemeinde selbst, traute es sich offenbar nicht zu, die Gemeinschaft, die hier mitten in einem ansonsten anonymen Stadtquartier entstanden war, dahin zu begleiten und anzuleiten, dass sie sich tatsächlich zu einer »Jungen Gemeinde« hätte weiterentwickeln können. Aber vielleicht wollte man das auch gar nicht, weil diese Ge-

meinde nicht nur völlig ökumenisch geworden wäre, sondern auch einen Stil von Christsein begünstigt hätte, der jedenfalls mit traditioneller, womöglich pietistischer Kirchlichkeit nicht mehr allzu viel zu tun gehabt hätte.

Unsere Söhne stehen inzwischen in der Ausbildung zu ausgesprochenen Sozialberufen. Sie besuchen übrigens beide Schulen, die sich in kirchlicher Trägerschaft befinden. Beide erzählen von Lehrkräften, darunter Ordensschwestern, die sie als überzeugende Christenmenschen wahrnehmen – wie übrigens auch die Religionslehrer, die

» Meine eigene Kirche will offenbar meine Kinder nicht «

sie in ihrer Schulzeit hatten: »Weil die ganz anders sind, als man erwartet, wenn jemand kirchlich ist.« Solche Kontrasterfahrungen reichen allerdings nicht aus, um in ihnen den Wunsch zu wecken, sich enger an eine Kirche zu binden oder sich gar, egal mit welcher, zu identifizieren. Tatsächlich erleben sie ihre christlichen »Referenzpersonen« als kirchliche Außenseiter. Es fällt ihnen schwer, die offiziell auftretende Kirche als überzeugende Maklerin der Botschaft Jesu zu erfahren. Eine Religiosität oder Frömmigkeit, wie sie oft bei der Übertragung kirchlicher Ereignisse im Fernsehen noch vorgeführt wird, stößt sie ab. Sie empfinden sie als muffelig, unecht, unfrei, wenig überzeugend und lebensfern. Sie erleben dort eine Kirche und ein Christentum, die sie keinesfalls teilen möchten.

Mit anderen Worten: Ein Modell von Kirchlichkeit, wie es der gegenwärtige Papst Johannes Paul II. seit 20 Jahren wieder einzuführen versucht, hat bei meinen Söhnen – so weit ich sehe – nicht die geringste Chance; genau so wenig wie eine evangelische Kirche bei ihren evangelischen Freundinnen und Freunden, die versucht etwa

durch Rekonfessionalisierung verlorene Klientel wiederzugewinnen. Es schmerzt und macht gleichzeitig zornig, feststellen zu müssen: Meine eigene Kirche will offenbar meine Kinder nicht. Würde sie sonst immer neue Hürden aufstellen, um ihnen jenen Freiheitsraum zu verwehren, den sie brauchen, um ihr Christentum im Rahmen einer katholischen Kirche leben zu können?

Es kommt hinzu, dass in einer »Theologenfamilie« die Kirche nicht nur präsenter ist als in »normalen« christlichen Familien, sondern wohl auch häufiger und differenzierter über sie diskutiert wird. Theologenkinder erleben, dass ihre Eltern von kirchlichen Äußerungen unmittelbar betroffen werden. Sie erleben, dass die Amtskirche ihnen, weil sie (nur) Laientheologen/innen sind, mit Reserven begegnet und verinnerlichen dies als persönliche Zurücksetzung. Anders als in kirchlich unabhängigen Familien erfahren sie kirchliche Konflikte unter Umständen als existenzbedrohend. Anders als für andere junge Christen sind Papst und Bischof also durchaus ernst zu nehmende Autoritäten, weil sie die Macht haben, die Eltern anzustellen, aber auch in die Arbeitslosigkeit zu entlassen, wenn sie nicht gehorsam tun, was »die Kirche« ihnen abverlangt. Man kann sich leicht vorstellen, dass die Erfahrung einer solchen Abhängigkeit auf Gedeih' und Verderb' nicht unbedingt das Vertrauen in die Kirche und die Identifikation mit der Kirche als Institution stärkt.

Keine Schuldgefühle!

- Warum erzähle ich das alles? Meine Absicht war es nicht, ein möglichst düsteres Bild der religiösen Situation von »Theologenkindern« zu entwerfen. Vielmehr ging es darum, einsichtig zu machen: Die Problematik der religiösen Sozialisation ist nur zum kleineren Teil das Problem der

Eltern. Gravierender sind die Versäumnisse einer Theologie und Kirchenlehre, die sich über jedes Jota der Bibel ausführlich Rechenschaft gibt, nur nicht darüber, was »gewöhnliche« Menschen eigentlich denken und von ihrer Religion erwarten. Eigentlich verheerend für die religiöse Erziehung ist allerdings ein Selbstverständnis von Kirche, das nun seit 20 Jahren offen oder insgeheim in eine vorkonziliäre Kirchlichkeit zurückstrebt, deren Unglaubwürdigkeit und Versagen ja gerade der Anlass für die Einberufung des Zweiten Vatikanischen Konzils durch Johannes XXIII. gewesen war. Unter solchen Voraussetzungen kann eine kirchliche Identifikation bestenfalls unter großen Vorbehalten gelingen. Junge Menschen haben heute aber – anders noch als die Generation ihrer Eltern – einen weiten spirituellen Spielraum und jede Menge religiöse Alternativen. Sie sind auf die Kirche schlichtweg nicht mehr angewiesen.

Darüber hinaus haben wir als Eltern darauf Rücksicht zu nehmen: Nur selbstgewählte religiöse Einsichten behalten im Erwachsenenleben lebensgestaltende Relevanz. Wenn die Gute Nachricht als kreative Anregung zu selbstbestimmtem Leben erfahren wird, die bei der Wahl der eigenen personalen Identität auf befreiende Weise Hilfestellung gibt, wird sich auch ein neuer, selbstgewählter Zugang zur kirchlichen Dimension christlichen Glaubens öffnen. Dazu wird es freilich nur kommen, wenn wir – anders als die römische Amtskirche – als Eltern den Mut haben, bei unseren Kindern ganz bewusst ein selbstbestimmtes, selbstverantwortliches, individuell eigenständiges, aber gleichzeitig in hohem Maße dialogfähiges Christentum zu fördern und zu unterstützen. Insofern – muss ich sagen – sind wir mit dem Weg, den unsere Söhne religiös eingeschlagen haben, sehr einverstanden. Wir machen uns keine überflüssigen Vorwürfe oder fühlen uns gar

schuldig dafür, dass sie sich nicht mit einer Kirche anfreunden wollen, die ihnen in ihrem gegenwärtigen Zustand in der Tat wenig Freundschaftliches anbietet. Ja, wir sind stolz darauf, dass unsere Jungs sich ihre religiöse Freiheit genommen haben und mit dieser Freiheit auch verantwortungsvoll und gedankenvoll umzugehen gelernt haben. Gleichwohl bohrt der zornige Schmerz darüber in uns weiter, dass die verantwortlichen Autoritäten unserer Kirche die Chance womöglich für immer vertan haben, dass unsere Söhne ihr Christsein im bergenden Schoß der katholischen Kirche leben und entfalten könnten.

Weiterführende Literaturhinweise:

H. Barz, <i>Jugend und Religion 1. Religion ohne Institution?</i> , Opladen 1992.	Häring, Kampen 1997, 185-202.
Ders., <i>Jugend und Religion 2. Postmoderne Religion. Die junge Generation in den Alten Bundesländern</i> , Opladen 1992.	Ders., »Sand in meiner Hand«. Ein imaginäres Gespräch über die Schwierigkeit von Gott zu reden, in: G. Langenhorst (Hg.), <i>Auf dem Weg zu einer theologischen Ästhetik</i> , Münster 1998, 15-27.
K. E. Nipkow, <i>Erwachsenwerden ohne Gott? Gotteserfahrung im Lebenslauf</i> , München 1987.	Ders., B. Jaspert (Hg.), <i>Glaubenswelten. Zugänge zu einem Christentum in multireligiöser Gesellschaft</i> , Frankfurt 1998.
U. Baumann, <i>Mit Zungen der Menschen! Theologie aus dem Kontext der Wirklichkeitserfahrung</i> , in: J.-P. Wils (Hg.), <i>Warum denn Theologie?</i> , Tübingen 1996, 9-50.	
Ders., <i>Gemeinsame Schritte in die Zukunft. Vorgehen – Kraft schöpfen – überlegt handeln</i> , in: <i>Katechetische Blätter</i> (1996) 1, 34-40.	
Ders., »Postchristliche« Religiosität als Herausforderung an den Religionsunterricht, in: <i>Schöneberger Hefte</i> (1997) 3, 2-11.	
Ders., »Wenn wir sagen, Gott sei in der Sprache der Theologie verstorben ...«, in: T. van Hoogen, H. Küng, J.-P. Wils (Hg.), <i>Die widerspenstige Religion</i> , FS zum sechzigsten Geburtstag von Hermann	